

Martin Weimer

Gewalt im Seelsorgegespräch: die suizidale Seelsorgebeziehung¹

Die Paradoxie jeder Seelsorgebeziehung zeigt sich so deutlich wie vielleicht nirgends sonst in der suizidalen Seelsorgebeziehung. Damit meine ich die Seelsorgebeziehung, die vom Suizidwunsch des Klienten geprägt ist. Einerseits erleben sich Seelsorger wie wahrscheinlich bei keinem anderen Klienten als Teil einer Beziehung, wenn sie mit einem suizidalen Klienten sprechen. Das katastrophische Gefühl „Jetzt kommt alles auf mich an“ ist durch kaum eine Routine und durch kein Fachwissen zu mildern. Die Gefühlswelt des Seelsorgers ist im suizidalen Dialog von Anfang an von jenem „Alles oder nichts“ beherrscht, das diesen Dialog von Grund auf prägt.

Diesem in der Suizidbeziehung ganz auffallenden Beziehungsaspekt alles Seelischen widerspricht aber die andere Tendenz: das Problem nämlich isolierend als ein Problem ausschließlich des Klienten zu verstehen. Man sucht unwillkürlich nach auslösenden Bedingungen in der isolierten individuellen Lebenswelt des suizidalen Klienten; man kann mit Hilfe psychiatrischer und psychologischer Fachliteratur Risikogruppen suizidaler Menschen und Risikofaktoren im Leben suizidaler Menschen ebenso benennen wie ihr typisches Kontaktverhalten*. Ei-

¹Skript zur Ausbildung in der Telefonseelsorge 2006

· Ich beziehe mich in diesem Kapitel auf folgende Fachliteratur, ohne sie im einzelnen an den entsprechenden Stellen zu nennen:

Abraham, K., Untersuchungen über die früheste prägenitale Entwicklungsstufe der Libido (1916): in: ders., Gesammelte Schriften Bd 1 (Hg. *J. Cremerius*), Frankfurt/M. 1982

Abraham, K., Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido auf Grund der Psychoanalyse seelischer

Störungen (1924), in: Gesammelte Schriften Bd. I.

Améry, J., Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod, Stuttgart 1976

Alvarez, A., Der grausame Gott. Eine Studie über den Selbstmord, Hamburg 1974

Camus, A., Der Mythos von Sisyphos, Reinbek 1983

Durkheim, E., Der Selbstmord, Neuwied 1973

Freud, S., Trauer und Melancholie (1917), GW X

Gerisch, B., Die suizidale Frau, Göttingen 2003

Henseler, H., Narzißtische Krisen. Zur Psychodynamik des Selbstmords, Reinbek 1974

H. Henseler, H., Reimer, Chr. (Hg.), Selbstmordgefährdung. Zur Psychodynamik und Psychotherapie, Frankfurt/M. 1981

Jörns, K.-P., Nicht leben und nicht sterben können. Suizidgefährdung - Suche nach dem Leben, Göttingen 1979

Lepenes, W., Melancholie und Gesellschaft, Frankfurt/M. 1981

niges davon werde ich in diesem Kapitel zusammenfassend wiedergeben. Der Punkt, auf den es mir dabei aber ankommt, ist: all dieses angesammelte Fachwissen zeigt eine Tendenz zur Isolierung des suizidalen Menschen und damit auch der suizidalen Seelsorgebeziehung aus beider sozialen Beziehungen. Es scheint, als müsse das „Menschengeflecht“ (*Norbert Elias*), in dem der suizidale Mensch und seine Seelsorgebeziehung, einen Knotenpunkt darstellt, wie in einem Reinigungsritual davor bewahrt werden, von seiner Tat angesteckt zu werden. Diese Isolation des Suizidanten aus seinem Menschengeflecht kann auch als Gruppenabwehr eben dieses Menschengeflechts verstanden werden. Es könnte sein, dass sich die Vielen mit der Isolation des Suizidanten davor schützen, der Gewalt inne zu werden, die sie aneinander bindet. Das ist die zentrale These dieses Kapitels: der gesellschaftliche Umgang mit suizidalen Menschen ist nach wie vor von unbewussten gesellschaftlichen Opfertendenzen geprägt. Einen Beleg für diese Deutung liefern die Zahlen, die ich weiter unten nennen werde: in der Bundesrepublik Deutschland sterben jährlich weit mehr Menschen durch eigene Hand als im Straßenverkehr oder durch Mord oder etwa auch durch AIDS. Dass die drei genannten anderen gewaltsamen Todesarten eine so unvergleichlich höhere Öffentlichkeit erlangen als der Suizid, mag vielleicht zeigen, dass es in unserem Menschengeflecht offenbar ein hohes Interesse daran gibt, die Suizide unbekannt und damit unbewusst zu halten, die unter uns geschehen. Dadurch machen wir unbewusst den Suizidanten zu unserem Opfer, und man kann das Erschrecken von Seelsorgern im Suiziddialog vielleicht auch auf diesem Hintergrund verstehen. Plötzlich droht nämlich dem Seelsorger die ganze Last jener Schuld, die gesellschaftlich ansonsten auf den Suizidanten projiziert und mit seinem Tod unsichtbar gemacht wird.

In dieser Opfertendenz also projiziert die Gesellschaft die Gewalt, die sie zusammenhält, auf ihre suizidalen Opfer. Der Tod des Einen reinigt die Vielen. Christen kennen diese These aus der theologischen Interpretation des Opfertodes Christi, der sich für unsere Sünden geopfert haben soll („Denn wir haben ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert“, schreibt Paulus in 1. Kor. 5,7). Diese These, dass Gewalt menschliche Gesellschaften zusammen hält, und zwar die unterdrückte Gewalt aller, die unter anderem im Sündenbock ihre Befriedigung fin-

Loch, W., Mord - Selbstmord oder die Bildung des Selbstbewusstseins, in: ders., Zur Theorie, Technik und Therapie der Psychoanalyse, Frankfurt/M. 1972, 355 - 363

Menninger, K., Selbsterstörung. Psychoanalyse des Selbstmords, Frankfurt/M. 1978

Reimer, Chr., Die suizidale Krise, Schleswig-Holsteinisches Ärzteblatt (1987) 10

Ringel, E., Der Selbstmord. Abschluss einer krankhaften Entwicklung, Wien 1953

Ringel, E., Selbstmordverhütung, Bern 1969

Weimer, M., Seelsorgerliche Probleme im Dialog zwischen Suizidenten und Theologen, in: *Reimer, Chr.* (Hg.), Suizid. Ergebnisse und Therapie, Berlin-Heidelberg-New York 1982

Weimer, M., Seelsorgerliche Probleme im Dialog mit Suizidenten, Die Kerbe 1 (1984)

det, hat der Religionsphilosoph *René Girard* (*Das Heilige und die Gewalt*, Frankfurt/M., 1992) seinem gesamten Werk zu Grunde gelegt. „Die Gewalt und das Heilige sind nicht voneinander zu trennen“ (a.a.O., 34), lautet am prägnantesten seine Kernthese. Wir werden sehen, dass der suizidale Seelsorgedialog in diesem Sinne vielfältig mit seiner Umwelt verbunden ist. Ganz auch in diesem Sinne formulierte *Jean Améry*, Überlebender von Auschwitz, Buchenwald und Bergen-Belsen, der sich 1978 in einem Salzburger Hotel umbrachte, diesen Zusammenhang mit dem „Menschengeflecht“ aus der Perspektive des Suizidanten (a.a.O., 154f):

„Denn wie ein Blitz durchzuckt uns, wenn es soweit ist, die Erkenntnis, es war das Ganze das Unwahre. Erkennen, allein, das zu nichts taugt im Leben. Denn noch der Suizidär, wenn er der Absprung-Schwelle sich annähert, muss Anmaßungen des Lebens sich gewachsen zeigen, anders fände er den Weg ins Freie nicht und wäre wie der KZ-Häftling, der es nicht wagt, an den Draht zu laufen, die Abendsuppe möchte er noch verschlingen und dann das heiße Eichelgebräu am Morgen und wieder eine Rübensuppe mittags, so geht es weiter. Jedoch: Lebensanforderung ist hier – und nicht hier allein – Forderung, einem Leben ohne Würde, Menschlichkeit und Freiheit zu entrinnen. So wird der Tod zum Leben, als wie das Leben von der Geburt an schon ein Sterben ist (...).

Es steht nicht gut um den Suizidär, stand nicht zum besten für den Suizidanten. Wir sollten ihnen Respekt vor ihrem Tun und Lassen, sollten ihnen Anteilnahme nicht versagen, zumal wir ja selber keine glänzende Figur machen. Beklagenswert nehmen wir uns aus, das kann ein jeder sehen. So wollen wir gedämpft und in ordentlicher Haltung, gesenkten Kopfes den beklagen, der uns in Freiheit verließ.“

Dass das noch als letzte Bitte des Überlebenden der deutschen Nazi-Gewalt an die Nachkommen um Nachsicht ihm gegenüber verstanden werden konnte, wurde zu Amérys Lebzeiten kaum gehört. Im Suizid des Einen vollzieht sich die blinde Gewalt der Vielen, die sie zusammen hält. An einem anderen Beispiel werden wir dies nun etwas eingehender studieren.

3.5.1 „Ich wandte mich um und sah an alles Unrecht unter der Sonne“ Suizid und Gesellschaft am Beispiel des Komponisten Bernd Alois Zimmermann

Die Tendenz zur Isolierung des Suizidanten zeigt sich deutlich in der mir bekannten Literatur über den Kölner Komponisten *Bernd Alois Zimmermann* (1918 – 1970, vgl. *Wulf Kunold*, *Bernd Alois Zimmermann*, Köln 1986; *Oliver Korte*, *Die Ekklesiastische Aktion von Bernd Alois Zimmermann. Untersuchungen zu einer Poetik des Scheiterns*, Rieden 2003). Sein letztes Werk „Ekklesiastische Aktion“ (zuletzt auf CD erschienen bei „stradivarius“ STR 33340) wurde am 2. September 1972 in Kiel uraufgeführt, zwei Jahre nach dem Suizid des Komponisten. Mir ist die Erschütterung des Publikums nach der ergreifenden Uraufführung anlässlich der Olympiade noch vollkommen gegenwärtig, wussten wir Hörer doch, dass *Zimmermann* sich fünf Tage nach Fertigstellung der Partitur und zwei Jahre vor dieser Uraufführung

umgebracht hatte. Was *Zimmermann* selbst in seinen musiktheoretischen Schriften als „Kugelgestalt der Zeit“ gedacht hatte, war in seinem Suizid sowie in seiner posthum veröffentlichten musikalischen Suizidankündigung, eben der „Ekklesiastischen Aktion“, plötzlich glas-klar und während dieser Uraufführung sehr real erlebbar geworden. *Zimmermann* schrieb 1968 (Vom Handwerk des Komponisten, in: *Bernd Alois Zimmermann*, Intervall und Zeit, Mainz 1974; Hervorhebung im Zitat von mir, MW):

„Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind, wie wir wissen, lediglich in ihrer Erscheinung als kosmische Zeit an den Vorgang der Sukzession gebunden. In unserer geistigen Wirklichkeit existiert diese Sukzession jedoch nicht, was eine realere Wirklichkeit besitzt als die uns wohl vertraute Uhr, die ja im Grunde nichts anderes anzeigt, als dass es keine Gegenwart im strengerem Sinne gibt. *Die Zeit biegt sich in einer Kugelgestalt zusammen*. Aus dieser Vorstellung von der Kugelgestalt der Zeit habe ich meine (...) so genannte pluralistische Kompositionstechnik entwickelt.“

Diese pluralistische Kompositionstechnik kann man in *Zimmermanns* „Ekklesiastischer Aktion“ gut erkennen. Sowohl in der Musik wie in den Texten dieser musikalischen Suizidankündigung komponiert (zusammen stellen) *Zimmermann* Materialien aus ganz verschiedenen Epochen. Die Musik kulminiert in dem, allerdings abgebrochenen, Zitat des *Bach*-Chorals „Es ist genug! Herr, wenn es dir gefällt, so spanne mich doch aus“ aus der Kantate BWV 60. Diesen *Bach*-Choral hatte *Alban Berg* bereits 1935 in seinem Violinkonzert zitiert, das er als ein Requiem für die Tochter *Alma Mahler-Werfels* und *Walter Gropius* geschrieben hatte; schon hier also hört man bei *Zimmermann* das Zusammenfallen dreier verschiedener Zeiten in einer Art musikalischer Kugelgestalt.

Der Text von *Zimmermanns* Suizidankündigung enthält Passagen aus dem Buch Prediger des Ersten Testaments, dem „Liber ecclesiastes“ in der Sprache der lateinischen Bibelübersetzung, der Vulgata. Außerdem Passagen aus der Erzählung über den „Großinquisitor“ aus *Dostojewskis* „Brüder Karamasow“: wieder drei verschiedene Zeitebenen in einer Kugelgestalt. Das wird obendrein noch dadurch erfahrbar, dass *Zimmermann* im Verlaufe seines Stücks diese Texte immer mehr ineinander verschmelzen lässt. Nehmen wir schließlich noch hinzu, dass nicht nur die Instrumente solche des klassischen Symphonieorchesters und der Jazz-Band sind, dass auch der Sänger von zwei Sprechern umrahmt wird, die teilweise rhythmische Körperbewegungen ausführen (daher der Titel „Ekklesiastische Aktion“), so dass auch hier die Ebenen der musikalischen Kantate und des theatralischen Dramas zusammenfallen, vor allem aber: dass die gewählte Stimmlage des Solisten, der Bass, in der barocken Musiksprache die Stimme Jesu meint: so zeigt sich in all diesen Elementen dramatisch zugespitzt *Zimmermanns* Auffassung von der „Kugelgestalt der Zeit“. Für ihn „ist“ der Suizidant Christus, der in einem

Opfer die stumme Gewalt der Vielen, bei *Zimmermann*: die stumme Gewalt des bundesdeutschen Nachkriegsdeutschland veröffentlicht. Das war der Schock der Kieler Uraufführung. Hier hat einer, der wie der mit ihm befreundete *Heinrich Böll* nicht nur durch die religiöse Erziehung einer katholischen Klosterschule, sondern ebenso durch traumatische Erfahrungen als Wehrmachtssoldat im zweiten Weltkrieg geprägt war, die „Kugelgestalt der Zeit“ buchstäblich am eigenen Leib exekutiert. Wir haben dies in den verschiedenen Kapiteln dieses Abschnitts als ein typisches Phänomen bei den Opfern traumatisierender Gewalt kennen gelernt. Die erlittene Gewalt kehrt im Wiederholungszwang so lange wieder, bis andere Menschen das Opfer haben anerkennen, also vor allem zuerst: es überhaupt als Opfer erkennen!, können. Genau dies Erkennen aber der traumatischen Gewalt, die die deutschen Wehrmachtssoldaten ausgeübt und von der sie dann selbst traumatisiert waren, war im bundesdeutschen Nachkriegsdeutschland bis zu der Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung „Die Verbrechen der Wehrmacht“ in den neunziger Jahren nicht möglich. In diesem Tabu sehe ich die Verflechtung des individuellen Schicksals des Komponisten *Bernd Alois Zimmermann* mit dem „Menschengeflecht“ der bundesdeutschen Wirtschaftswunder-Gesellschaft.

Man kann Hinweise darauf in *Zimmermanns* gesamten Werk finden. Nicht nur in seiner großen Oper „Die Soldaten“, über die er in einem Brief schreibt (zit. bei *Kunold* a.a.O., 188):

„Das, was mich an dem Stück begeistert, ist (...) der Umstand, wie hier in einer exemplarischen Situation nicht etwa so sehr durch das Schicksal bedingt als vielmehr durch die schicksalhafte Konstellation der Charaktere und Umstände, so wie sie sind, Menschen, wie wir sie zu allen Zeiten und jeden Tag treffen können, unschuldig im Grunde, vernichtet werden.“

Ebenso kündigt etwa sein Trompetenkonzert „Nobody knows de trouble I see“ von 1954 von diesen Zusammenhängen wie dann vor allem auch sein großes „Requiem für einen jungen Dichter“ aus den Jahren 1967-69, das ganz geprägt von den Zeilen der Dichter *Konrad Bayer*, *Wladimir Majakowskij* und *Sergej Jessenin* ein lärmendes Antikriegsfanal ist und mit den Worten (des ebenfalls suizidalen) *Konrad Bayer* endet, die wieder zu *Zimmermann* selbst gesagt sein könnten:

„wie jeder weiß. wie jeder wusste. wie alle wussten. wie alle wissen. wissen das alle? das können unmöglich alle wissen. wie manche wissen. was manche arbeiter bauern generale staatsmänner wissen. fast alle menschen wissen das. alle menschen sollten das wissen. was jeder mensch wissen sollte. mancher mensch weiß das. was ich wusste. Wie ich wusste. Wie ich, marcel oppenheimer und die damen wussten. wie ich und melitta mendel wissen. wie nina und ich wussten. wie jeder sehen konnte. wie fast jeder sehen konnte. wie jeder aus einiger entfernung sehen konnte. wie jeder sehen kann. wie jeder mensch sehen kann.“

Dona nobis pacem.“

Die „Ekklesiastische Aktion“ schrieb *Zimmermann* als Kompositionsauftrag der Stadt Kiel und auf Anregung seines Freundes und damaligen Chefdirigenten des Kieler Symphonieorchesters *Hans Zender*, der auch die Uraufführung dirigierte. Das Stück kann sowohl als Kantate in der Tradition der Kantaten *Bachs* wie auch als avantgardistisches Hörspiel gehört werden, wie sie z.B. auch der schon genannte *Konrad Bayer* geschrieben hatte. Wie eine frühere Kantate *Zimmermanns* ist es ein „Lingual“, ein Sprachstück. An zentraler Stelle klopfen zum Beispiel die Interpreten Nägel in Holz, und zwar im Blues-Rhythmus: eine Darstellung der Kreuzigung Christi, die wie viele andere Elemente in diesem Stück auch dessen Grundaussage zeigen: *Zimmermann* identifiziert den suizidalen Menschen mit dem sterbenden Christus. Christus kehrt in einer der Textpassagen, die *Zimmermann* hier benutzt, in der Erzählung „Der Großinquisitor“ von *Dostojewskij* in die Gegenwart zurück und trifft auf den greisen Großinquisitor, die wie Adenauer im Nachkriegsdeutschland mit seiner katholischen Tradition, ihm als alter Greis entgegen tritt und ihn schließlich hilflos anschreit: „Geh und kehre niemals wieder! Niemals!“. Dazu dann die Worte des Prediger Salomos: „Fällt einer, so hilft ihm sein Gesell auf. Wehe dem, der allein ist.“ Dieses „Wehe dem, der allein ist“ zerfällt den Sprechern und den Sängern im letzten Teil des Werks immer mehr in seine Fragmente, bis schließlich der Bass in einem Blues-Rhythmus, der mich sehr an *Zimmermanns* „Nobody knows de trouble I see“ erinnert, eine unartikulierte Klage anstimmt. *Zimmermann* selbst schreibt zu dieser Stelle in seiner Partitur:

„Hinzu können auch noch alle Laute der Klage, der Todesangst und der Bedrückung kommen: gestoßene, gepresste, gequälte Laute des Schreckens, der Verlassenheit und der menschlichen Erbärmlichkeit.“

Das Stück endet mit dem Zitat des *Bach*-Chorals „Es ist genug. Herr, wenn es dir gefällt, so spanne mich doch aus“. Der Choral wurde schon von *Bach* auf der Silbe „nug“ mit einem Tritonus komponiert, einem Abstand von vier Halbtönen, der zu *Bachs* Zeit wegen seiner unerwarteten Dissonanz als musikalisches Zeichen des Teuflischen galt. Aber *Zimmermann* bricht sein Zitat mitten im Choral abrupt ab, eine schroffe musikalische Figur, die mich an das Zerreißen des Vorhangs im Tempel in *Bachs* Matthäus-Passion erinnert, zerreißt abrupt dieses Werk. Es ist *Zimmermanns* letzter Klang.

Bei *Bach* lautet der ganze Choralsatz:

Es ist genug!
Herr, wenn es dir gefällt,
so spanne mich doch aus!
Mein Jesu kömmt;
Nun gute Nacht, o Welt!

Ich fahr ins Himmelshaus,
Ich fahre sicher hin mit Frieden,
Mein großer Jammer bleibt danieden.
Es ist genug

„Das Ganze ist das Falsche“, lautete das zentrale Motto der Philosophie *Theodor W. Adornos*, das *Jean Améry* am Schluss seines Lebens zitierte und das *Zimmermann*, der doch so an die „Kugelgestalt der Zeit“ glaubte, in seinem letzten Werk selbst realisierte. Der Vertreter des gesellschaftlichen Ganzen, der Großinquisitor, schickt den Suizidanten Jesus in seinen Tod. Daher kann *Zimmermann* den *Bach*-Choral, anders noch als 35 Jahre vor ihm *Alban Berg*, nicht mehr mit seinem religiösen Trost zitieren. Der ist durch die Inbesitznahme des Großinquisitors für ihn unglaubwürdig geworden. Was einzig noch zu halten scheint, ist der Glaube, dass sich der Suizidant *Zimmermann* in seinem Handeln auf den Spuren Christi sieht. „So wollen wir gedämpft und in ordentlicher Haltung, gesenkten Kopfes den beklagen, der uns in Freiheit verließ“ – auch wenn er uns vielleicht durchaus nicht in Freiheit, sondern als Opfer und Träger dessen verließ, was alle in dieser deutschen Nachkriegszeit wussten und doch nicht wissen wollten.

3.5.2 Der Suizid in psychiatrischen und psychoanalytischen Perspektiven

Die Psychiatrie – bei allen internen Schulunterschieden – betrachtet Phänomene, die sie als psychopathologisch einstuft, zuerst in einer phänomenologischen Perspektive, d.h. sie sammelt die Phänomene zu ihrem Untersuchungsgegenstand. Der Psychiater ordnet in einem zweiten Schritt die zuvor sorgfältig gesammelten Phänomene einer der bekannten psychiatrischen Diagnosen zu, die in dem Diagnostik-Manual der WHO ICD-10 verzeichnet sind. Für ihn ist der Suizid ein krankhaftes Phänomen. Aus den zahllosen Statistiken wähle ich die folgenden Daten aus*:

Die *Häufigkeit der Suizide* ist in der Bundesrepublik seit Jahren in etwa konstant. Im Jahre 2001 starben 11.156 Menschen in Deutschland durch Suizid (8.188 Männer und 2.968 Frauen); im Jahre 2000 waren es 11.065 und im Jahre 2002 11.163, davon 8016 Männer und 3057 Frauen. Zum Vergleich: im selben Zeitraum (2001) starben 7.772 Menschen im Straßenverkehr, 587 an AIDS, 1.565 an illegalen Drogen und 1.357 an Gewalttaten. Der Zahlenvergleich in Verbindung mit der Medienpräsenz der verschiedenen Todesarten zeigt deutlich die gesellschaftliche Tabuisierung des Suizides. Dabei muss man berücksichtigen, dass die offizielle

* nach: www.uke.uni-hamburg.de/Clinics/Psych/TZS

Suizidstatistik nur die nachgewiesenen Suizide erfasst, z.B. nicht die wahrscheinlich sehr hohe Zahl an Parasuiziden im Straßenverkehr. Fachleute gehen davon aus, dass die tatsächliche Zahl der Suizide um etwa 25% über der statistischen Zahl liegt.

Die Zahl der *Suizidversuche* liegt nach allgemeinen Schätzungen ungefähr 15fach so hoch wie die der erfolgten Suizide. Bei Männern nimmt man statistisch allgemein ein Verhältnis von 10 Suizidversuche auf einen Suizid, bei Frauen von 30 Suizidversuchen auf einen Suizid an. Demzufolge finden in der Bundesrepublik jährlich zwischen 100.000 und 400.000 Suizidversuche statt. Diese hohe Zahl verbunden mit der gesellschaftlichen Tabuierung dieser Todesart zeigt meines Erachtens deutlich das gesellschaftliche Problem der Suizidalität. Sollte meine Hypothese zutreffen, dass jeder Suizidant seiner Umwelt einen Spiegel ihrer uneingestanden Destraktivität hinhält, so wird dieser Spiegel in der Bundesrepublik jedenfalls konsequent verhängt.

Seit den 80er Jahren sinkt die *Suizidrate* in Deutschland, d.h. die Prozentzahl der Suizide an den gesamten Todesfällen. Es ist allerdings umstritten, ob diese Zahl darauf verweist, dass die tatsächliche Zahl der Suizide sinkt, oder ob sie durch die veränderte demographische Entwicklung, verbesserte Notfallmedizin sowie durch eine im selben Zeitraum gestiegene Zahl an ungeklärten Todesursachen bedingt ist.

Die *Suizidrate* ist in den neuen Bundesländern deutlich höher als in den alten Bundesländern; sie war allerdings in den ostdeutschen Regionen auch schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts höher als in den westdeutschen Regionen. Die höchste Suizidrate in den Bundesländern hatte 1999 Hamburg, die niedrigste Mecklenburg-Vorpommern. Die Suizidrate steigt insgesamt mit dem Lebensalter, besonders bei Männern ab dem 60. Lebensjahr. Aber auch jede zweite Frau, die Suizid begeht, ist älter als 60 Jahre. Dem Alterssuizid kommt also in Deutschland eine besondere Bedeutung zu. Jeder 5. bis 10. Mensch, der einen Suizidversuch unternommen hat, stirbt später am Suizid.

Als besondere *Risikogruppen* gelten:

- Drogenabhängige (z.B. 70% aller Gamma-Alkoholiker);
- andere als psychisch krank definierte Menschen, hier vor allem Psychotiker (es gilt für den Zusammenhang Depression und Suizid die Faustregel: Nicht alle Suizidanten leiden an einer Depression, aber alle Depressive sind suizidgefährdet);
- Menschen nach einem Suizidversuch; dies gilt besonders im ersten halben Jahr nach dem Suizidversuch;

- Chronisch körperlich Kranke (wobei eine erhöhte Suizidalität bei Tumorpatienten nicht belegt ist);
- Alte und Vereinsamte, besonders nach signifikanten Trennungserlebnissen;
- Kinder und Jugendliche besonders bei Suizidalität eines Elternteils;
- Helferpersönlichkeiten; als Helferpersönlichkeit bezeichnet man solche Menschen, die ihre persönliche seelische Stabilität nur aufrecht erhalten können, indem sie unter großer Selbstverleugnung anderen Menschen helfen. Wolfgang Schmidbauer hat hierfür das schnell modisch gewordene Stichwort „Helfersyndrom“ (*W. Schmidbauer, Die hilflosen Helfer, Reinbek 1976*) geprägt. Es handelt sich um Menschen, die sich in ihrer Erinnerung als emotional vernachlässigte Kinder erleben und die diesen Mangel durch eine bezahlte oder ehrenamtliche helfende Tätigkeit auszugleichen hoffen. Die helfende Tätigkeit wird von solchen Menschen unbewusstermaßen ergriffen, um einer Depression auszuweichen.

Die Suizidrate bei Ärzten ist nach amerikanischen und deutschen Untersuchungen 4mal so hoch wie in anderen Berufsgruppen. Psychiater und Anästhesisten tragen hierbei das höchste Suizidrisiko. Für Theologen liegen meines Wissens bis heute keine statistischen Daten über deren Suizidalität vor. Das halte ich für sehr bemerkenswert, weil das Fehlen solcher Daten vielleicht auch den Schluss nahe legt, dass das Thema unter Theologen unterdrückt wird – mit guten Gründen in der christlich-symbolischen Tradition, wie ich in diesem Kapitel noch zeigen will.

Als häufigste *Suizidmotive* werden von den Suizidanten genannt:

- Einsamkeit, Kontaktprobleme;
- Selbstwertprobleme, besonders nach Trennungserlebnissen,
- Aggressionsprobleme;
- Soziale Not.

Zum Sprech- und Kontaktverhalten suizidaler Menschen: Auffallend ist in der präsuizidalen Phase der soziale und emotionale Rückzug. Häufig deuten Klientinnen indirekt ihre Suizidalität an. Beispiele: „Wenn doch erst einmal alles vorbei wäre!“ „Ich will doch endlich mal meine Ruhe haben!“ „Niemand versteht mich.“ „Ich kann einfach nicht mehr“ u.a.m.

Zu den *Suizidankündigungen*: Mindestens 80% aller Suizide werden vorher angekündigt. Die Redensart „Wer davon spricht, tut's nicht“ ist also grundfalsch. Suizidankündigungen werden allerdings oftmals von den Mitmenschen nicht ernst genommen oder als Erpressung abqualifiziert. Dies hängt mit der psychosozialen Dynamik von Suizidalität zusammen. Ich behandle nun diesen Gesichtspunkt der psychosozialen Dynamik von Suizidalität im folgenden unter verschiedenen Aspekten.

Wichtig für Seelsorger erscheint mir weiterhin die Kenntnis des Konzepts des „*prä-suizidalen Syndroms*“ nach *Erwin Ringel*. Nach *Ringel* lebt der suizidale Mensch in einer zunehmenden *Einengung*. Diese Einengung ist situativ, d.h.: alle Handlungsmöglichkeiten verengen sich auf die eine des Suizides. Sie weiterhin dynamisch; d.h.: der ganze Reichtum von Gedanken und Affekten ist stark eingeschränkt. Alles kreist um den Suizid und das ihn auslösende Kränkungserlebnis (dazu in den nächsten Abschnitten mehr!). Außerdem manifestiert sich die Einengung kommunikativ; d.h.: der suizidale Mensch zieht sich aus seinen sozialen Kontakten zurück. Schließlich gibt es die Einengung der Werte: innere oder soziale Werte und Normen haben ihre frühere tragende Bedeutung für den suizidalen Menschen eingebüßt.

Ein zweites Merkmal des präsuizidalen Syndroms ist der *Aggressionsstau* oder die Wendung der Aggression gegen die eigene Person. Dies ist im Seelsorgegespräch an den Selbstvorwürfen und der Selbstentwertung des Klienten oder der Klientin gut erkennbar. Die besonderen geschärften Probleme dieses Merkmals behandle ich gleich.

Das dritte Kennzeichen des präsuizidalen Syndroms sind *Suizidgedanken*. Anfangs treten sie als bewusst intendierte Gedanken auf; später werden sie als sich aufdrängende Phantasien erlebt, denen sich der suizidale Mensch passiv ausgeliefert erlebt. Inhaltlich handelt es sich anfangs oft um Vorstellungen, in denen noch deutlich der emotionale Racheaspekt erkennbar ist (wie beim Kind das sich abends im Bett vorstellt, tot im Grab zu liegen, während seine Eltern am Rande des Grabes stehen und voller Reue weinen). Später aber dominieren oft Vorstellungen von absoluter Ruhe und von großem Frieden. Johann Sebastian Bach hat diese Suizidgedanken an verschiedener Stellen ungemein schön komponiert, so z.B. in der berühmten Arie seiner Kantate BWV 82:

„Schlummert ein, ihr matten Augen,/ fallet sanft und selig zu./ Welt, ich bleibe nicht mehr hier./ hab ich doch kein Teil an dir,/ das der Seele könnte taugen./ Hier muss ich das Elend bauen,/ aber dort, dort wird' ich schauen/ süßen Friede, stille Ruh'./ Schlummert ein...«

Wir werden diesen drei Elementen des prä-suizidalen Syndroms später wieder begegnen, wenn es um das Nachdenken um eine christliche Einstellung gegenüber suizidalen Menschen gehen wird.

Die rätselhafte Frage, wie man es verstehen kann, dass Menschen in bestimmten Situationen bereit sind, Gewalt mit tödlichen Folgen gegen sich selbst einzusetzen, hat Psychoanalytiker von Anfang an, d.h. von *Freud* an beschäftigt. Der Unterschied zwischen einer psychoanalytischen und einer psychiatrischen Einstellung zum Suizid besteht darin, dass der Psychoanalytiker *eine psychodynamische Theorie unbewusster Vorgänge* dort annimmt, wo der Psychiater Phänomene feststellt, ohne über deren Ursachen kausale Erklärungen zu suchen (es sei denn, er unterstellt somatische, etwa genetische, Ursachen). *Ringel* beispielsweise beschreibt sorgfältig die Phänomene, die man tatsächlich in der Regel vor einem Suizid beobachten kann. Aber er stellt keine Theorie darüber auf, wie man diese Phänomene des prä-suizidalen Syndroms erklären kann. Der psychoanalytischen Erklärung liegen stets zwei Vorannahmen zu Grunde: 1) die Phänomene, die man beobachten kann, entstehen aus einem seelischen Kräftespiel, d.h. aus einem unsichtbaren Kräftespiel (Psychodynamik); 2) dieses seelische Kräftespiel ist den beteiligten Menschen selbst unbewusst, d.h. weder der Suizidant noch seine Umwelt wissen davon. „Unbewusst“ bedeutet auch, dass weder man selbst noch andere Menschen dieses seelische Kräftespiel in einem selbst willentlich steuern können. Auf den Punkt gebracht: der Psychiater sammelt sorgfältig alle Phänomene, die im Leben eines Menschen zum Suizid geführt haben und ordnet diese in der Regel nach dem internationalen Diagnose-schlüssel ICD-10 einer psychiatrischen Krankheit zu. Der Psychoanalytiker sucht nach den psychodynamischen Bedingungen von Suizidalität oder, philosophisch formuliert: der Psychoanalytiker fragt nach dem Sinn von Suizidalität. An meinen Andeutungen zum Suizid des Komponisten *Bernd Alois Zimmermann* habe ich schon deutlich gemacht, dass der Gruppenanalytiker nach den sozialen psychodynamischen Bedingungen von Suizidalität sucht. Insgesamt teile ich die Auffassung von *Benigna Gerisch* (a.a.O., 15), die zu diesem Problem des Verhältnisses von Psychiatrie und Psychoanalyse in der Behandlung von Suizidanten ausführt:

„Aufgrund der dreizehnjährigen psychoanalytisch-psychotherapeutischen Arbeit mit Suizidpatienten und deren wissenschaftlicher Evaluation im Therapie- und Forschungszentrum für Suizidgefährdete in Hamburg konnten wir zeigen, dass das Phänomen der Suizidalität (von Frauen und Männern) mit der traditionellen – medizinisch-psychiatrischen – Konzeptualisierung nicht hinreichend erfasst werden kann und die daraus abgeleiteten Kriseninterventionstechniken keine ausreichende und die Suizidgefahr verringernde Behandlungsform darstellen.“

Freuds erste psychodynamische Hypothesen über den Suizid stammen aus seiner Arbeit „Trauer und Melancholie“ (1917), die sich ihrerseits wichtiger Vorarbeiten seines Bremer

Schülers *Karl Abraham* verdanken. Ich werde *Freuds* Hypothesen nur in einem spezifischen Ausschnitt hier wiedergeben, und zwar an dem literarischen Beispiel des Suizides von *Georg Bendemann* aus *Kafkas* Erzählung „Das Urteil“ (1913, in: *Franz Kafka*, Sämtliche Erzählungen, Frankfurt/M. 1969). *Kafkas* Erzählung aus dem Jahre 1913, *Karl Abrahams* erste Hypothesen über die Psychodynamik aus den Jahren 1916 und 1924, schließlich *Freuds* diese Entwicklung vorläufig abschließende Arbeit „Trauer und Melancholie“ aus dem Jahre 1917 fallen also alle ungefähr in die Zeit des 1. Weltkriegs. Der Begründer der Soziologie, *Émile Durkheim*, hatte in seinem Essay über den Selbstmord gezeigt, dass Suizide gehäuft dann auftreten, wenn die Normen einer Gesellschaft sich im Umbruch befinden; der Suizid ist so sein Merkmal der „Anomie“ (der Normenlosigkeit) in der Gesellschaft. Wir können uns hier die Auseinandersetzung mit *Durkheims* These ersparen, die ja voraussetzt, dass Gesellschaften durch Normen zusammen gehalten werden. Eine psychoanalytische Untersuchung des Suizids kann im Unterschied zu *Durkheim* vielmehr zeigen, dass der Suizidant unter überaus destruktiven inneren Normen handelt, die ihm allerdings unbewusst sind. Dies deutlich gemacht zu haben, ist das Hauptverdienst von *Sigmund Freuds* Gedanken zum Suizid.

Freuds zentrale Hypothese über den psychodynamischen Prozess, der zum Suizid führt, ist in der berühmten Metapher aus seiner Arbeit „Trauer und Melancholie“ enthalten (a.a.O., 435): „Der Schatten des Objekts fiel so auf das Ich“. Dabei handelt es sich um ein verlorenes Objekt, wobei man sich klar machen muss, dass die Psychoanalyse, jedenfalls in ihrer klassischen Ausrichtung, den signifikanten Mitmenschen als „Objekt“ bezeichnet, weil sich die eigenen Triebwünsche auf diesen Menschen richten. D.h.: die Suizidalität hat in irgendeiner Weise für *Freud* mit dem Verlust eines irgendwie nahe stehenden Menschen zu tun, was auch ihre enge Beziehung zur Trauer ausmacht, wie sie sich im Titel von *Freuds* Essay „Trauer und Melancholie“ ja auch ausdrückt. Die Pointe von *Freuds* Metapher „Der Schatten des Objekts fiel so auf das Ich“ liegt nun darin, dass dieser verlorene Mitmensch zuerst innig geliebt, dann aber furchtbar gehasst wurde und dass dieser Hass eine Reaktion darstellt auf den Hass des Anderen selbst. Das klingt komplizierter als es ist; wir werden diese Psychodynamik, auf die in jüngster Zeit besonders die französischen Psychoanalytiker *Nicolas Abraham* und *Maria Torok* hingewiesen haben (in: „Zum metapsychologischen Begriff der Realität“ sowie: Trauer oder Melancholie. Introjizieren – inkorporieren“, *Psyche_Zpsychoanal.* 55 [2001]: 539 – 559), gleich am Beispiel von *Kafkas* Erzählung nachvollziehen können.

Wichtig ist noch, sich vorher klar zu machen, dass sowohl die Trauer als auch die Melancholie (*Freud* verwendet diese Bezeichnung für diejenigen Phänomene, die wir heute als „Depression“ bezeichnen würden) nicht nur nach dem Tod eines nahe stehenden Menschen auftreten.

Trauer, Depression und eine suizidale Entwicklung können genauso „durch den Einfluss einer realen Kränkung oder Enttäuschung von Seiten der geliebten Person“ (*Freud*, a.a.O. 435) ausgelöst werden. Ja, wir werden sehen, dass diese Kränkung oder Enttäuschung sogar eine zentrale Rolle bei der Auslösung einer suizidalen Dynamik spielt. Dazu bietet *Kafkas* Erzählung ein präzises Beispiel.

Kafkas Erzählung „Das Urteil“ beginnt mit im Verhältnis zur gesamten Erzählen langatmigen Erwägungen *Georg Bendemanns* darüber, ob er seinem Freund in Petersburg seine Verlobung anzeigen solle oder nicht. Alles dreht sich um die Sorge, diese Mitteilung könne den Freund kränken, der mit dieser Verlobung ja nun von einem Paar ausgeschlossen ist. Gleich am Anfang also taucht in der Erzählung das Kränkungsmotiv auf. Zwar ist *Georgs* Beziehung zu seinem abwesenden Freund schon lange verflacht, und *Georg* nennt die eine oder andere Kritik an ihm; aber er mag ihm doch nicht eingestehen, dass er selbst seit einem Monat verlobt ist. Die illusionäre intime Zweierbeziehung soll nicht gestört werden. Schließlich verschließt *Georg* das Kouvert und begibt sich in das Zimmer seines Vaters, mit dem er seit dem vor zwei Jahren erfolgten Tod seiner Mutter alleine in dem Haus lebt.

„»Ah Georg!« sagte der Vater und ging ihm gleich entgegen. Sein schwerer Schlafrock öffnete sich im Gehen, die Ende umflatterten ihn - »mein Vater ist noch immer ein Riese«, sagte sich Georg.“

Wir können diesen letzten Gedanken *Georgs* über seinen Vater als Ausdruck seiner mangelhaften Separation vom Vater verstehen (ein Problem, das *Kafka* offenbar auch persönlich stark geprägt hat und dessen gesellschaftlich-kulturellen Aspekte *Marthe Robert* sehr überzeugend herausgearbeitet hat [*Marthe Robert*, *Einsam wie Franz Kafka*, Frankfurt/M. 1985]). Die angedeutete frühere intime Zweisamkeit mit seinem Freund zeigt sich nun genauso in *Georgs* Beziehung zu seinem Vater, den er auf seinen Armen mitten am Tage zu Bett trägt wie einen Säugling. Kaum aber beginnt sich dieses Motiv zu entfalten, da lässt *Kafka* es schon in sein Gegenteil umkippen, nämlich in einer immer schärfer eskalierende Orgie von tödlichen Hassgefühlen. Der Vater wirft seinem Sohn vor, mit seiner Verlobung „den Freund verraten und den Vater ins Bett gesteckt“ zu haben, „damit er sich nicht rühren kann“. D.h. er wirft seinem Sohn vor, mit seiner Liebesbeziehung zu seiner Braut *Frieda Brandenfeld* (die dieselben Initialen hat wie *Felicia Bauer*, der *Kafka* diese Erzählung widmet) auch das vermeintliche ursprüngliche Einssein mit ihm, dem Vater, zerstört zu haben. Voller Hass auf die Autonomie seines Sohnes fährt er ihn an:

„Häng’ dich nur in deine Braut ein und komm’ mir entgegen! Ich fege sie dir von der Seite weg, du weißt nicht wie!“

Einmal in dieser Sequenz schießt dem Sohn sein Todeswunsch gegen den ja eigentlich gehassten Vater durch den Kopf:

„»Jetzt wird er sich vorbeugen«, dachte Georg, »wenn er fiele und zerschmetterte!«

Aber der Impuls verfliegt so lautlos wie er gekommen war. Schon offenbart der Vater dem Sohn, dass er selbst, der Vater, zum Freund des Sohnes längst die intime Briefbeziehung unterhalte, die der Sohn einmal wollte. Eigentlich also ist nicht der alte Vater der Ausgeschlossene aus den Zweierbeziehungen seines erwachsenen Sohnes, sondern umgekehrt der Sohn der Ausgeschlossene aus den Zweierbeziehungen, die sein Vater gegebenenfalls auch zum Freund des Sohnes aufnimmt. So kulminiert die Hassrede des Vaters in dem Ausbruch:

„Jetzt weißt du also, was es noch außer dir gab, bisher wusstest du nur von dir! Ein unschuldiges Kind warst du ja eigentlich, aber noch eigentlicher warst du ein teuflischer Mensch! – Und nun wisse: Ich verurteile dich jetzt zum Tode des Ertrinkens!“

Georg verlässt überstürzt das Haus, schwingt sich über das Geländer der Brücke über dem Fluss, das wir leicht als das der Prager Karlsbrücke identifizieren, seit den Spättagen des Stalinismus ein beliebter Treff der europäischen Jugendszene, „und ließ sich hinabfallen“.

„In diesem Augenblick ging über die Brücke ein geradezu unendlicher Verkehr“

lautet der Satzsatz dieser Erzählung.

Kafkas Erzählung gibt geradezu unheimlich präzise die wesentlichen Momente der suizidalen Dynamik wieder. Ich fasse die wesentlichen Momente zusammen:

Die Separation und Individuierung des suizidalen Menschen misslingt. Sein Selbstwertgefühl bleibt brüchig, weil das Bild, das seine Eltern von ihm haben, zwischen den Extremen des „unschuldigen und des teuflischen Kindes“ hin- und herschwankt. *Kafka* zeigt uns in dieser Geschichte bis ins Detail den narzisstischen Missbrauch eines Kindes, das ganz den extremen Bildern vom Kind, das die Eltern haben, unterworfen wird. Diese narzisstische Gewalt greift direkt das Selbstwertgefühl des Kindes an, dem es fortan kaum noch möglich sein wird, sich gegen die Zerrbilder seiner selbst zur Wehr zu setzen, die seine Eltern ihm implantiert haben.

- Da das Selbstgefühl und Selbstwertgefühl des Suizidalen durch die absolut dominanten Selbst- und Selbstwertbilder der Eltern und nicht durch seine eigenen Erlebnisse geprägt ist, fühlt sich der Suizidale von seinen nächsten Mitmenschen in einer oft extremen Weise abhängig. *Georg* kann sich kaum vorstellen, dass er das Geschäft ganz gut ohne seinen Vater würde leiten können. Der andere wird so in der psychoanalytischen Fachsprache zum Selbstobjekt, d.h. zu einem Menschen, dessen Hauptaufgabe darin besteht, die gebrechliche Selbstachtung des Suizidalen zu stützen. Kommt es nun in dieser narzisstischen Zweierbeziehung zu einer Krise,
- so kann der Suizidale aufgrund seines starken Abhängigkeitsbewusstseins seine aufflammende Wut nicht gegen den Anderen richten, sondern kehrt sie vielmehr gegen sich selbst. Dem entspricht eine ganz analoge Psychodynamik bei *Georgs* Vater, der enttäuscht darüber, dass er nicht seinen Wünschen entspricht, seinem Sohn den Tod an den Hals wünscht. Der Tod des Suizidalen (oder sein Suizidversuch; ich lasse der Einfachheit die Unterschiede zwischen beiden hier außer Acht) vollzieht so in der Tat „das Urteil“ (der Titel von *Kafkas* Erzählung) des Vaters als Repräsentanten des Anderen. Der Suizid ist der Vollzug des Mordgedankens eines Anderen.

So können wir *Freuds* berühmte Metapher verstehen: „Der Schatten des Objekts fiel so auf das Ich“. Diese Psychodynamik nun gilt, wie wir auch gut aus *Kafkas* Erzählung sehen können, für den *dünnhäutigen Suizidanten*. Ich übernehme mit dieser Metapher wie *Benigna Gerisch* es in ihrer Untersuchung über die weibliche Suizidalität auch getan hat, ein Bild des Psychoanalytikers *Herbert Rosenfeld*, der zwischen dünnhäutigen und dickfelligem Narzissmus unterschieden hatte (*Herbert Rosenfeld*, *Sackgassen und Deutungen*, München 1990, 370f). In unseren dünnhäutig narzisstischen Zuständen sind wir gewissermaßen zu durchlässig gegenüber unseren Mitmenschen. Die Haut als Membran funktioniert in seelischer Hinsicht irgendwie nicht richtig. Am Beispiel von *Kafkas* Erzählung können wir diesen dünnhäutigen Narzissmus gut als furchtbares Ergebnis eines narzisstischen Missbrauchs des Kindes durch seine Eltern (in *Kafkas* Erzählung die Extreme: „unschuldiges – teuflisches Kind“) verstehen. Weil es in seinem innersten Selbst mit absoluten Bildern seiner Eltern belegt ist, kann das Kind keine einigermaßen funktionierende seelische Haut ausbilden, so dass seine Separation von seinen Eltern auch kaum gelingen kann.

Diese „dünnhäutige Suizidalität“ begegnet uns oft in der Seelsorge. Nicht selten entwickelt man als Seelsorger in dieser Lage den starken Impuls, seinem suizidalen Klienten dadurch

helfen zu wollen, dass man ihm klar zu machen versucht, dass seine Suizidabsicht „eigentlich“ ein Ausdruck seiner mörderischen Wut auf einen nahen Angehörigen darstellt.

Fallbeispiel „Konfirmation“

So erinnere ich, dass ich als Gemeindepastor nach dem Suizid eines Jugendlichen, dessen jüngerer Bruder bei mir Konfirmandenunterricht hatte (die Konfirmation stand unmittelbar bevor), die Familie zum Beerdigungsgespräch besuchte. Nach meinem Klingeln öffnete die Mutter die Tür, und ich sah eine aufgedunsene, nach Alkohol riechende und auf mich sofort obszön wirkende Frau. Ihre ersten Worte zu mir waren: „So eine Schweinerei von NN! Hätt' er damit nicht wenigstens bis nach der Konfirmation warten können!?“ Im Beerdigungsgespräch erfuhr ich, dass der Suizidant mehrfach bei Versuchen, eine Freundin zu finden, gescheitert war. Die Mutter las mir den Brief eines Mädchens vor, in dem diese den Suizidanten sehr erniedrigte. Sie äußerte mehrfach ihre Zustimmung zum Urteil der Briefeschreiberin.

Man kann in dieser Situation leicht auf den Gedanken kommen, der tote Sohn habe die tödliche Gewalt seiner Freundin und seiner Mutter an sich selbst exekutiert, und dann also eine gleichermaßen mörderische Wut auf die Mutter entwickeln. Spricht man mit einem suizidalen Menschen in diesem Zustand des dünnhäutigen Narzissmus, so kann man ungeheuer leicht in der Seelsorgerrolle eine ganz analoge Wut auf irgendeinen Angehörigen des Klienten entwickeln. Man bedient sich dann allzu leicht der Wendemantel-Theorie der Aggression, versucht also etwa, den suizidalen Klienten davon zu überzeugen, dass doch alles eigentlich ganz klar und ganz einfach sei. Er sei einfach wütend auf NN, müsse sich dies bloß noch eingestehen, dann werde die Suizidalität dahin schmelzen wie der Schnee in der Sonne.

Leider ist diese Wendemanteltheorie der suizidalen Aggression für Seelsorger zu schön, um wahr zu sein. Als dünnhäutig Suizidaler würde ich mir vielmehr, glaubte ich überhaupt meinem Seelsorger, unversehens selbst die Schuld an meiner Aggression geben, müsste ich einsehen, dass ich NN, von dem ich mich doch ganz und gar abhängig fühle, auch noch hasse.

Als Seelsorger wiederum, der befangen ist in der Wendemanteltheorie der suizidalen Aggression, hat man sich sehr mit dem Suizidanten identifiziert und spricht dann etwa der Mutter in meinem Fallbeispiel selbst Omnipotenz zu. Gewiss können wir die Suizide der dünnhäutigen Suizidalen als eine gewaltsame letzte Befreiung von einem als omnipotent erlebten nahen Verwandten verstehen. So sah der Tübinger Psychoanalytiker *Wolfgang Loch* den Suizid als den Versuch „einem schlechthinnigen Akt der Befreiung von einem omnipotenten Objekt“ (a.a.O., 360). Aber wenn wir als Seelsorger die Angehörigen des Suizidalen unsererseits auch als omnipotent ansehen, dann verkennen wir – und das ist der für mich springende Punkt bei

dieser ganzen Betrachtung des dünnhäutigen suizidalen Menschen – das soziale Netzwerk, von dem auch die also omnipotent wirkenden Eltern wie *Georgs* Vater oder die Mutter meines Konfirmanden lediglich ein Teil sind.

Bei *Franz Kafka* hat *Marthe Robert* uns diesen Aspekt sehr deutlich gemacht. *Kafka* war zerrissen zwischen der assimilierten nationalistischen Welt seines Vaters einerseits, der durch die Assimilierung und durch eine betont nationalistische Einstellung dem Antisemitismus zu entgehen hoffte (und der doch noch einmal von rechts überholt wurde durch den keimenden deutschen Antisemitismus, der ja keinesfalls die deutsch-nationalen Juden schonte) und seinen Begegnungen mit dem chassidischen Ostjudentum in seiner späten Adoleszenz, eine Begegnung, die noch den Stil seiner zahlreichen kleinen, ungeheuer verdichteten Erzählungen prägte. Die vermeintliche Omnipotenz der ihr Kind narzisstisch missbrauchenden Eltern ist also nichts weniger als Ausdruck eines eigenen schweren Selbstwertkonfliktes, in dem sie stehen und der für sie selbst mit Vernichtungsängsten durchsetzt ist. Diesen (gruppenanalytischen) Aspekt des Netzwerks, des „Menschengeflechts“ (*Elias*), in dem die Beziehungen des Suizidalen verortet sind, konnte Freud 1917 noch nicht sehen. 1974 erst formulierte der Begründer der Gruppenanalyse *S. H. Foulkes* (*Gruppenanalytische Psychotherapie*, München 1974, 38 und 41):

„Neurose ist keine Krankheit, sondern entsteht aus Problemen, die jeden betreffen. Jedes Kranksein wird als etwas Interpersonales betrachtet, das die Gemeinschaft mit einbezieht. (...) Die soziale Natur des Menschen ist eine nicht mehr reduzierbare Grundtatsache. Wir fassen jede Krankheit als einen Vorgang innerhalb eines komplexen Netzwerkes von interpersonellen Beziehungen auf.“

Diese soziale Verbundenheit dessen, was die Psychiater (und ihnen folgend notwendigerweise die Psychoanalytiker, die ihre Therapien mit den Krankenkassen abrechnen) „krank“ nennen und in die Schubladen des ICD-10 einordnen, wurde allerdings auch von der Narzissmustheorie *Heinz Henselers* und den analogen Arbeiten *Christian Reimers* aus den 80er Jahren ebenso wie in meinen eigenen beiden Aufsätzen aus diesen Jahren vernachlässigt. Ein weiteres literarisches Fallbeispiel über eine von der ersten Form der dünnhäutigen unterschiedene Form der Suizidalität kann diese soziale Verbundenheit der Suizidalität gut demonstrieren. Ich meine den Suizid *Lisbeth Cresspahls* aus *Uwe Johnsons* grandiosen Deutschland-Roman „Jahrestage“ (Frankfurt/M. 1970f). *Lisbeth Cresspahls* furchtbarer Tod nach den Exzessen der Pogromnacht des 9. November kann als Beispiel für die eingemauerte Suizidalität gelten. Ich verwende diese Metapher der eingemauerten Suizidalität im Unterschied zu *Herbert Rosenfelds* und *Benigna Gerischs* Verwendung der Metapher vom „dickfelligen Narzissmus“, weil wir mit „dickfellig“ leicht eine selbstgefällige Unangreifbarkeit assoziieren, die den hier ge-

meinten Phänomenen überhaupt nicht entspricht. Die Metapher des Eingemauertseins bietet dem gegenüber für mein Sprachgefühl den Vorteil, dem subjektiven Erleben dieser Suzidalen viel näher zu kommen als die des dickfelligen Narzissmus.

Uwe Johnson beschreibt in seinem Roman „Jahrestage“ ein Jahr im Leben von *Gesine Cresspahl*, die mit ihrer Tochter im New York der Anti-Vietnam-Demonstrationen lebt und Ende August 1968 im Auftrag ihres Arbeitgebers, einer Bank, in den kurzen Prager Frühling aufbrechen wird. Auf einer anderen Zeitebene ist der Text durchwebt von zahllosen Erinnerungsfäden, die alle nach *Uwe Johnsons* Dorf „Jerichow“ führen, Klütz in Nordwest-Mecklenburg. Man kann dahin fahren, heute. Wir befinden uns in der Weimarer Republik, in den zwölf Jahren des deutschen Tausendjährigen Reichs vor allem, dann in den ersten Jahren des deutschen Stalinismus. *Lisbeth Cresspahl*, *Gesines* Mutter, geborene *Papenbrock*, war Anfang der 30er Jahre mit ihrem Mann *Heinrich Cresspahl* nach England ausgewandert, wo sie die Fremdheit der Migrantin nicht erwinden konnte, während ihr Mann tatkräftig befreit vom im Deutschland aufsteigenden Faschismus, der sich besonders in *Lisbeths* Bruder verkörpert, der bei der SA ist, Erfolg versprechend seinen Tischlerei-Geschäften nachgeht („Und Cresspahl sah nicht, dass sie getröstet werden wollte!“; 123). Die Entfremdung zwischen den Eheleuten im englischen Exil steigt unhörbar („Als sie noch *Papenbrock* hieß, war sie sicher gewesen“, 142); die mecklenburgische Welt ihrer Herkunft mit all der „Verspätung der mecklenburgischen Seele“ stimmte in Great Britain gar nicht mehr. *Lisbeth Cresspahl* mauert sich immer weiter ein, wie sie sich schon in Mecklenburg vor ihrem SA-Bruder einzumauern begonnen hatte.

„Cresspahl hatte ihr vorgeschlagen, kirchliche Veranstaltungen auszunutzen für Bekanntschaften; sie hatte ihn wild angeschrien in ihrer Wut auf sich selbst, dass sie hier in Liturgie und Ritual nichts finden konnte. Nun fand sie grausam von ihm, dass er schon bei dem Wort Kirche aus dem Gespräch ausscherte, ohne Aufhebens und gutmütig, als sei hier nur für sie ein Raum ausgespart, den zu betreten ihm nicht zustand (...). Manchmal hatte sie ihn anfahren mögen: Du hast alles, was du wolltest! Und erschrak vor der eigenen Antwort: Was ich wollte; ihr war nicht geheuer, dass ihr solche Anfälle beikamen. Sie zögerte die Gänge zum Ausländeramt oft um Tage hinaus.... Und Cresspahl sah nichts!“ (148)

Die wiederholten knappen Bekundungen dieser Art („Und *Cresspahl* sah nichts!“) lese ich als Beziehungsrealisierung des eingemauerten Narzissmus. Es mag sein, dass, wie *Donald Winnicott* einmal bemerkt hat („Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, München 1974, 245) der Kern eines jeden Menschen „ständig unbekannt, tatsächlich ungefunden“ bleibt.

„Im Zentrum jeder Person ist ein Element des »incommunicado«, das heilig und höchst bewahrenswert ist.“

Aber dieses „incommunicado“ kann doch nur ertragen werden, wenn wir in Kommunikation, wenn wir uns gehalten erleben. *Lisbeth Cresspahl* dagegen als Migrantin lebt in einer unsicheren Umwelt, anders als als *Lisbeth Papenbrock*, und es mag sein, dass diese Fremdheit nicht nur eine des britischen Exils ist, sondern auch eine der innig geliebten Vatertochter, für die der Mann so immer ein Fremder bleibt.

Sie kehrt jedenfalls zu *Gesines* Geburt nach Jerichow alias Klütz zurück; Cresspahl folgt ihr ein halbes Jahr später ins Nazi-Deutschland nach. Alles wird schlimmer, die politischen Verhältnisse und in genauer Korrespondenz dessen *Lisbeths* Eingemauertsein. Ihr Vater und ihr Mann reden verschämt über sie – und *Johnson* beschreibt auf den Punkt genau *Lisbeths* eingemauerten suizidalen Narzissmus. Sie ist in der kirchlichen Christenlehre tätig und mauert sich in Glauben ein, keine seltene Lebensform eingemauert suizidaler Menschen. Ihr Vater sagt seinem Schwiegersohn nach dessen Heimkehr über sie (508):

„Fromm ist sie immer gewesen; aber wenn jetzt die Kinder aus ihrer Christenlehre zurückkommen, die bringen ein Gewissen mit, das kann Einer gar nicht brauchen am täglichen Tag (...)

Verkniffen. Vertükscht. Nein, vertükscht nicht; als ob sie eingesperrt wäre. Und war ein Mädchen, wenn die vor dem Spiegel gebetet hat, wusste sie warum. Ihre großen Augen jetzt, daran erkennst sie noch. Am Blick nicht; sieht dich an, als wärst nicht da, als träumte sie was Ängstliches.“

Weder *Papenbrock* noch *Cresspahl* sehen in *Lisbeths* eingemauerten suizidalen Narzissmus ihre Ahnung der Gräuel, die kommen werden. Sie sehen nicht, was *Lisbeth* sieht und wovor sie sich in Glauben einmauert. *Lisbeth* hat dann eine Fehlgeburt, wohl von ihr selbst eingeleitet, die sie ihrem Mann verheimlichen will, was *Johnson* zu einer weiteren seiner so bewegenden Darstellungen von *Lisbeths* eingemauerter Suizidalität nutzt, jetzt gesprochen in den Worten ihrer erwachsenen Tochter *Gesine*, die dies wiederum ihrer Tochter im New York des Jahres 1968 erzählt (511f):

„Meine Mutter hatte gehofft, mit dem zweiten Kind auch das eigene Leben zu verlieren, um zu entkommen aus der Schuld.

Sie wusste auf dieser Fahrt durch den Schnee (ins Krankenhaus nach der Fehlgeburt, MW) und während der Operation, viele Arten von Schuld, und manche gehörten ihr gar nicht, und gehörten doch zu den ihren.

Ihre Schuld war, dass sie 1931 meinem Vater nach England mitging; im heimlichen Wissen, dass sie mit ihm wohl leben wollte, jedoch nicht in der Fremde. Meines Vaters Schuld war freilich, dass er ihr getraut hatte. So viel Vertrauen könne ein Mensch nicht tragen.

Sie hatte vor dieser Schuld fliehen wollen und ging zur Geburt des Kindes zurück nach Mecklenburg. Vor einer Schuld aber dürfe ein Christ nicht fliehen, und es war Cresspahls Schuld, dass er dies zugelassen habe. (...)

Um so viel Schuld nicht zu behalten, und nicht zu vermehren, hatte sie eine der größten begehren wollen: zwar ein ungeborenes Kind vor Schuld bewahren, aber das eigene Leben wegge-

ben. Zwar lasse Gott mit sich nicht handeln. Eine Art Bezahlung hätte es dennoch dargestellt. Auch für die Schuld von Cresspahl.

Die im Grunde die ihre blieb; denn sie hatte sich nicht retten lassen wollen. Sie war ihrem Mann nicht gehorsam gewesen. Wenn er noch Anfang 1935 von dem neuen Krieg der Deutschen hatte weggehen wollen; warum hatte sie es nicht als einen Befehl genommen.

Aus Schwäche, demgemäß aus Schuld.

Schuld sei nicht für die Ohren eines Arztes, auch wenn nach ihm kein Mensch mehr komme.“

Gesine war zuvor geboren und die Nazis bauten ihre Macht aus. Dann kommt der 9. November 1938. *Gesine* wird 1968 ihrer Tochter sagen, sie habe keine Wohnung zu vergeben, „sondern eine Schuld, die ich nicht will“ (731) – das Motto der deutschen Kinder der zweiten Generation.

Die Nazis töten in Jerichow am 9. November die Tochter der *Tannenbaums*, deren Geschäft sie plündern. Die Jerichower schauen zu, wie überall in Deutschland Menschen zuschauten (723):

„Der Vorgang erinnerte an eine Laienspiel-Aufführung. Gastronom Prasemann legte einen Finger auf den Mund, und erst als es in der engen Straße fast still war, hob er die Axt und schlug damit ins Glas der Ladentür. (...)

Hier geit he hen, dor geit he hin: hieß es, oder: Das kost jo kein Geld, seggt de Buer, un verprügelt sin' Jungen. Das sagte Pahl, für den der Jude eine ärmliche Konkurrenz gemacht hatte.“

Lisbeth war, als die Meute die *Tannenbaums* misshandelte bzw. kommentierend zusah und als die kleine Tochter der *Tannenbaums* erschossen wurde, hervorgetreten zu *Friedrich Jansen*, dem Bürgermeister, und hatte ihn mit der flachen Hand in sein Gesicht geschlagen. Danach wird *Lisbeth* nach Hause gehen, in die Scheune, sich dort anzünden.

Es folgt die nach meiner Kenntnis eindrucksvollste literarische Darstellung eines Pastors in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts. *Brüshaver*, Pastor in Jerichow, eher eine ängstlich-vorsichtige Gestalt und gründlich lutherisch belehrt, dass man der Obrigkeit Gehorsam schulde, predigt zu *Lisbeths* Beerdigung Worte, die ihn selbst, wie er bei seiner Predigt weiß, ins KZ bringen werden (760f):

„Es ging die Bürger von Jericho gar nichts an, wie *Lisbeth Cresspahl* gestorben war. Der Selbstmord sei nicht vor Menschen oder aus moralischen Gründen verwerflich. Es sei eine Sache zwischen *Lisbeth* und ihrem Gott, dass sie von ihm mehr erwartet habe, als er habe geben wollen.

Die französische Psychoanalytikerin *Janine Chasseguet-Smirgel* spricht genau in diesem Zusammenhang von der „Krankheit der Idealität“ (*J. Chasseguet-Smirgel*, *Das Ichideal*. Psychoanalytischer Essay über die »Krankheit der Idealität«, Frankfurt/M. 1981). Menschen versu-

chen in schlimmen Zeiten ihre Ideale zu bewahren, indem sie sich einmauern. *Antigone* sollte nach dem Willen des Herrschers *Kreon* so sterben, auch sie brachte sich vorher selbst um. Die „Krankheit der Idealität“ wirkt tödlich in schlimmen Zeiten. Aber Pastor *Brüshaver* in seiner aufwühlenden Predigt sagt, dass dieser Tod die Sache aller ist:

„Sie sei zum Sterben so frei gewesen wie zum Leben, und wenn sie auch besser das Sterben ihm überlassen hätte, so habe sie doch ein Opfer angeboten für ein anderes Leben, den Mord an sich selbst für den Mord an einem Kind. Ob das ein Irrtum gewesen sei, werde sich nicht in Jerichow herausstellen.

Hingegen ging es die Bürger von Jerichow sehr wohl an, dass Lisbeth Cresspahl gestorben war. Sie hatten mitgewirkt an dem Leben, das sie nicht ertragen konnte. Jetzt kam die Aufzählung, die die Grundlage des Urteils gegen Brüshaver wurde. Er fing an mit Voss, der in Rande zu Tode gepeitscht worden war, er vergaß weder die Verstümmelung Methfessels im Konzentrationslager noch den Tod des eigenen Sohns im Krieg gegen die spanische Regierung, bis er in der Mittwochnacht vor dem Tannenbaumschen Laden angelangt war. Gleichgültigkeit. Duldung. Gewinnsucht. Verrat. Der Egoismus auch eines Pfarrers, der gesehen habe nur auf die Verfolgung der eigenen Kirche, der geschwiegen habe entgegen seinem Auftrag, unter dessen Auge ein Gemeindeglied sich einen eigenen, unentwendbaren, gnadenlosen Tod habe suchen können. Wo alle Gottes immerwährendes Angebot zu neuem Leben nicht angenommen hätte, habe ein Mensch allein darauf nicht mehr vertrauen können. Segen. Schlusschoral. Ende.

Und du hast es ihm noch getippt, Aggie (Brüshavers Frau, MW).

Es war, als ob er aufgewacht wäre.

Du wusstest aber den Preis.

Brüshaver war nicht eitel, Gesine.

Und wenn er an die Familie gedacht hätte?

Das brauchte er nun nicht mehr. Was Aggie war, die war stolz auf Brüshaver.

Weil er nun aufgehört hatte, falsch zu leben?

Laß doch den theologischen Quatsch, Gesine. So war er mir recht.

Und ihr habt es nicht für euch getan.

Wir haben es für Lisbeth getan, Gesine.

Als ob ich Toten glauben sollte, weil sie tot sind.

Glöw du uns man.

Man mütt die Lür sprekn latn, die Gäus koennen't nich.

Glöw du uns man, Gesine.“

Der Tod der Einen zeigt die verleugnete Gewalt der Vielen. Man kann *Lisbeths* Suizid als ihre letzte Möglichkeit nachträglich verstehen, ihr wahres, eingemauertes Selbst, das sie den Nazis zur Vernichtung nach dem Mord an der Tochter der *Tannenbaums* hätte überlassen müssen, zu schützen, indem sie es selbst tötet. Das Furchtbare an dieser Situation ist nicht alleine ihr Suizid, sondern dass es in „Jerichow“ zu wenig lebende Schuldgefühle gab, so dass *Lisbeths* „wahres Selbst“ (*Winnicott*, Reifungsprozesse, a.a.O., 186) keinerlei Resonanz, keinerlei Spiegel mehr fand. Das ist das Furchtbare an der Erinnerung ihres Vaters, dass sie als Mädchen vor dem Spiegel noch hatte beten können.

Dieser sozialen Verbundenheit des suizidalen Menschen gegenüber mutet die Diskussion über das moralische Recht des Suizids arrogant an. In der abendländischen Philosophie gibt es ein

nunmehr bald 2000 Jahre währendes Schwanken zwischen der Ächtung und der Achtung des Suizids (vgl. *Matthias Kettner, Benigna Gerisch, Zwischen Tod und Verstehen. Psycho-philosophische Bemerkungen zum Suizid*, in: *I. Kappert, B. Gerisch, G. Fiedler, Ein Denken, das zum Sterben führt*, a.a.O., *A. Alvarez, Der grausame Gott*, a.a.O.). Ich hatte in meinem Aufsatz aus dem Jahre 1982 schon betont, dass die kirchliche Verurteilung der Suizidalen (die teilweise archaisch grausame Züge angenommen hatte) nur so lange währte, als die christliche(n) Kirche(n) über politische Macht und über das gesellschaftliche Religionsmonopol verfügte(n). In dem Maße, wie im 19. Jahrhundert diese Macht schmolz, färbte sich freilich der schwarze Talar weiß. Dass der Suizid „Abschluss einer krankhaften Entwicklung“ sei (*Ringel 1953*), zeugt als Metapher von der religiösen Definitionsmacht der Psychiatrie über die Suizidalen. Wir müssen wohl damit rechnen, dass in uns allen das Bedürfnis nach solcher Definitionsmacht – ob religiös oder psychiatrisch – wach wird, sobald wir in eine suizidale Seelsorgebeziehung eintreten. Denn diese Macht hilft uns, unsere eigene Hilflosigkeit gegenüber dem suizidalen Menschen nicht zu fühlen. Es ist nun der organisatorische Geniestreich der Telefonseelsorge, dieser Hilflosigkeit in der Gestalt eines organisatorischen Arrangements von Hilflosigkeit einen Rahmen gegeben zu haben. Telefonseelsorger können dem suizidalen Anrufer keinen Notarzt und keinen Polizeiwagen auf den Hals schicken, so lange der Anrufer nicht sagt, wo er sich befindet. Sie sind an der Stelle wirklich hilflos. Die Möglichkeit des Anrufers, anonym zu bleiben, verschafft dem suizidalen Anrufer in der Beziehung zu seinem Helfer eine partnerschaftliche Gleichstellung, die alle ansonsten natürlich bestehende Unterschiedlichkeit der Rollen von Helfer und Klient umfasst. Mit ihrer institutionellen Hilflosigkeit werden Telefonseelsorger darum überhaupt erst beziehungsfähig im suizidalen Dialog! Aber – das ist nur die eine Seite! Die andere Seite der Medaille ist die Tendenz, sich ideologische Sicherheit zu suchen, wenn man sich in einem institutionellen Arrangement der Hilflosigkeit befindet. Genau an dieser Stelle greift bis heute die kirchliche und die medizinische Machtausübung über den Suizidalen.

3.5.3 Theologische Verurteilungen des Suizids

Die kirchliche Verurteilung des Suizids beginnt im wesentlichen mit Augustinus, also in der Epoche der gesellschaftlichen Machteroberung der Kirche. Augustin überträgt in seiner Schrift „Der Gottesstaat“ das Herr-Sklave-Modell auf das Gottesverhältnis des Menschen. Der Mensch gehört Gott wie der Sklave seinem Herrn. Daher hat er auch kein Recht, Gott das zu nehmen, was Gott gehört: sein Leben. Dies begründet Augustin mit dem 5. Gebot „Du

sollst nicht töten“, ohne sich weiter darum zu kümmern, dass diese Verbindung zwischen dem Suizid und dem 5. Gebot nirgendwo im Ersten und Zweiten Testament zu finden ist. Sie ist seine Erfindung – aber eben im sozialen Kontext kirchlich-gesellschaftlicher Macht, die so bis in die Neuzeit in Mitteleuropa andauern wird.

Bereits 452, nur 22 Jahre nach dem Tod des Augustinus, verurteilt ein Konzil in Arles den Suizid aller Sklaven und Diener; die generelle Verurteilung des Suizid setzt sich erst 300 Jahre später auf einigen Synoden durch. Sie wird theologisch nach dem augustinischen Vorbild mit dem 5. Gebot begründet. Diese Begründung steht im Kontext des spätgriechischen-römischen Denkens, das die Kirche, einmal zur Macht gelangt, in ihre Lehren zu integrieren versucht hat.

Das spätgriechische-römische Denken verbot den Suizid des Sklaven - nicht aber den des freien Mannes! Der Sklave war Eigentum seines Herrn, daher hatte er kein Recht, sich zu suizidieren. Die augustinische und später dann frühmittelalterliche Theologie übernahm diese Tradition, indem sie Gott für den Sklavenherrn einsetzte.

Das Erste Testament kennt keine Verurteilung des Suizids. Die Suizide von Simson (Richter 16) oder Saul (1. Sam. 31) werden ohne Wertung einfach berichtet. Auf die Bewertung des Suizides im Zweiten Testament gehe ich gleich ein.

Im Mittelalter erfuhr die theologische Verurteilung des Suizides eine enorme Verschärfung. Das hängt kulturgeschichtlich mit der so genannten „ars moriendi“ zusammen, der „Kunst des Sterbens“*. Es gab im europäischen Mittelalter eine bestimmte Technik des Sterbens, der sich sehr wahrscheinlich alle Menschen bedienten (die keinen plötzlichen Tod starben). Dazu gehörte, dass der sterbende Mensch (der in vorindustriellen Zeiten den Zeitpunkt seines Todes nahen fühlte; ein Wissen, das erst in der industriellen Kultur verloren ging. L. Tolstoj behandelt in seiner Erzählung „Der Tod des Iwan Iljitsch“ den Tod am Beginn der industriellen Kultur) seine Angehörigen und Mitmenschen an seinem Sterbebett versammelte und jeden einzeln um Verzeihung für das bat, was er ihm im Laufe des Lebens angetan hatte. Dabei wurde die jeweilige Schuld konkret benannt. Der sterbende Mensch war dabei gen Osten gebettet. Die am Sterbebett Versammelten mussten anschließend ihm die Vergebung gewähren. Danach wurde der Sterbende nach Westen gedreht und bis zum Tod alleine gelassen. Ungefähr seitdem 12. Jahrhundert hat sich die Kirche dieses Rituals bemächtigt und es unter die Leitung eines Priesters gestellt. Daraus entwickelten sich sodann Vorstellungen vom Höllenfeuer (purgatorium) und der Ritus der letzten Ölung.

* Ich beziehe mich auf Philippe Ariès, Geschichte des Todes, München 1982. Die Bezüge zum Suizid stelle ich her; Ariès erwähnt sie überraschender Weise nicht.

Der suizidale Mensch entzieht sich nun offenkundig diesen Sterberitualen und lässt seine Mitmenschen mit ihren ungesühnten Schuldgefühlen allein. Er gefährdet damit post mortem den sozialen Zusammenhalt der mittelalterlichen Gesellschaft, die ihn bzw. seine Angehörigen dafür hart bestrafte (Verweigerung der Beerdigung, öffentliche Zerreiβung des Leichnams, der an zwei in entgegen gesetzte Richtung getriebene Pferde gefesselt wurde; Enteignung der Angehörigen usw.).

Erst im 20. Jahrhundert kommt es zu einer Relativierung der theologischen Verurteilung des Suizids vor allem in den Ethiken der Theologen Karl Barth und Dietrich Bonhoeffer. Nach meiner Vermutung hängt diese zunehmende theologische Toleranz gegenüber suizidalen Menschen mit der schwindenden gesellschaftlichen Macht der Kirche zusammen. Diese gesellschaftliche Entwicklung haben nicht zufällig die beiden genannten Theologen schon in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts erkannt.

Allerdings vermute ich, dass für die suizidalen Menschen bei dieser zunehmenden kirchlichen Toleranz nicht viel herausspringt. Denn heute ist an die Stelle der Auffassung Suizid = Sünde die Auffassung Suizid = Krankheit getreten. Der Giessener Analytiker Christian Reimer weist in seinen Arbeiten nach, dass suizidale Menschen in Kliniken gemeinhin sehr aggressiv behandelt werden. Wir haben es nach meiner Auffassung mit einer Tendenz zu tun, die auch sonst im Gesundheitswesen gut beobachtet werden kann: das Gesundheitswesen eignet sich immer mehr religiöse Funktionen an. Es ist inzwischen *der* gesellschaftliche Bereich, dem die größten materiellen Opfer gebracht werden. Es reagiert daher auf Suizidanten so aggressiv, weil diese Patientengruppe das Allmachtsdenken der medizinischen Helfer infrage stellt (obendrein konfrontiert jeder Suizidant in einer Klinik noch die Helfer mit der eigenen Suizidalität)

3.5.4 Der Tod Jesu - ein Suizid?

Nach meiner Auffassung treffen die einzelnen Elemente des präsuizidalen Syndroms nach Ringel auf die synoptische Darstellung des Leidens und Sterbens Christi zu. Mit „Synoptiker“ bezeichnet man die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas, weil man deren Texte nebeneinander legen und sie zusammen sehen kann (Synopse = Zusammenschau), da der Aufbau der Evangelien ungefähr parallel ist. Wir haben in der synoptischen Schilderung Jesu das Element der Einengung (z.B. engt sich alles auf den Weg nach Golgatha hin ein), das Element des Aggressionsstaus („Wer des Schwert nimmt, der wird durch das Schwert umkommen“, Mt. 26,52) und das Element der Suizidgedanken (die so genannten Leidensankündigungen Jesu).

Nun stellen innerhalb des Zweiten Testaments die Evangelien nicht die historisch ersten schriftlichen Äußerungen über Jesus dar. Dies sind vielmehr kurze Bekenntnisformeln, die sich in den Briefen des Paulus finden (diese Briefe sind auch tatsächlich zeitlich vor den Evangelien geschrieben worden) und die Paulus in seinen Briefen gleichsam zitiert. Denn es handelt sich dabei nach theologischer Erkenntnis um Formeln, die in den ersten christlichen Gemeinden in der Gottesdienstliturgie benutzt wurden. Eine der ältesten Formeln lautet: „Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung“ (1. Tim. 2,6).

Allerdings glaube ich nicht, dass diese liturgischen Formeln den historischen Schluss zulassen, dass Jesus Suizid begangen habe. Nach der allgemeinen Auffassung der theologischen Wissenschaft zum Zweiten Testament können wir über das historische Leben und Sterben Jesu kaum gesicherte Aussagen machen. Was wir lediglich einigermaßen gesichert feststellen können, sind die Glaubensvorstellungen der ersten christlichen Gemeinden. Die von mir hier genannten Belege lassen meiner Auffassung zufolge daher die Interpretation zu, dass die ersten Christen in der Tat auf den Tod Jesu wie auf einen Suizid reagiert haben.

Sie haben übrigens die aggressiven vorwurfsvollen Elemente ihrer Trauer auf Judas verschoben. Sein Suizid wird bei Matthäus noch kommentarlos mitgeteilt (Mt. 27,5). In dem später geschriebenen, stärker noch als Matthäus antijudaistischen Johannesevangelium wird Judas schon sehr viel offensichtlicher entwertet. Schließlich wird in der Apostelgeschichte der Suizid des Judas offen analsadistisch* interpretiert (Apg. 1,8): „und stürzte vornüber und ist mitten entzwei geborsten und all sein Eingeweide ausgeschüttet“. Diese Tendenz zur analsadistischen Dämonisierung des Judas nimmt in den sogenannten Apokryphen des Zweiten Testaments stark zu (vgl dazu: *Theodor Reik*, *Der eigene und der fremde Gott. Zur Psychoanalyse der religiösen Entwicklung*, Frankfurt/M. 1975). Dabei handelt es sich um Schriften, die nicht mehr in das Zweite Testament aufgenommen wurden. Hier wird schließlich sogar ein Luftkampf zwischen Judas und Jesus nach beider Auferstehung und beider Himmelfahrt geschildert, dessen Entscheidungskriterium darin bestand, wem von beiden es gelingen würde, auf den anderen von oben zu urinieren (Homosexualität!). Das schaffte Judas, so dass Jesus an der Erdscheibe vorbei in die Hölle abstürzte. Dieser Text diente der römischen Sekte der Kaiiniten als heilige Schrift (eine Sekte, die die Umkehrung aller Werte lehrte, für die also die biblisch negativen Personen religiöse Leitfiguren waren wie z.B. der Brudermörder Kain oder eben auch Judas).

Paulus übrigens, von dem wir die ältesten schriftlichen Äußerungen über Jesus und seine Jünger haben, erwähnt Judas nie. Das verwundert insofern, als dem Paulus bei seinen Problemen

.

mit dem Judentum, dem er selbst entstammte und das er bekämpfte, eine Judasfigur, die Christus verraten hätte, hoch willkommen hätte sein müssen. Denn Judas wird ja - in Ansätzen schon im Zweiten Testament - als der „anale Christus“ stilisiert. Diese Sachverhalte lassen die vorsichtige Spekulation zu, dass die Judasfigur eine polemische Erfindung der ersten christlichen Gemeinden in Israel sein könnte, um den Juden die Schuld am Tod Jesu in die Schuhe schieben zu können. Dieser christliche Vorwurf des Gottesmordes gegen die Juden, der anfangs des 13. Jh. dogmatisiert wurde, begründet bis heute den Antisemitismus.

In der Geschichte des Suizids wurden die suizidalen Menschen mit Judas identifiziert. Mein Vorschlag läuft demgegenüber – orientiert an dem Werk *Bernd Alois Zimmermanns* – darauf hinaus, in unserer seelsorgerlichen Einstellung den suizidalen Menschen mit Christus zu identifizieren. Eine solche christologische Interpretation des Suizids ließe uns im suizidalen Menschen denjenigen Menschen erkennen, der uns, wie Christus in Gethsemane seine Jünger, bittet: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod; bleibet hier und wachet mit mir“ (Math. 26.35). Und wir könnten so unsere emotionalen Reaktionen mit derjenigen der Jünger vergleichen die schlafen, oder die wie Petrus den drohenden Suizid einfach nicht wahrhaben wollen und die schließlich fliehen.

3.5.5. Zur seelsorgerlichen Einstellung im suizidalen Dialog

An den drei Fallbeispielen *Bernd Alois Zimmermann*, *Georg Bendemann* und *Lisbeth Cresspahl* konnten wir sehen: alle drei nahmen sich das Leben, weil sie niemanden mehr wussten, der ihren suizidalen Konflikt mit ihnen hätte teilen können. So wie es in den Worten Pastor *Brüshavers* die Bürger von Jerichow sehr wohl anging, dass *Lisbeth Cresspahl* gestorben war, weil da etwas von ihrem Leben gestorben ist, so ging die Bürger vom Prag des beginnenden 20. Jahrhunderts der Konflikt zwischen Vater *Kafka* und seinem Sohn sehr wohl etwas an, weil in diesem Konflikt ein zentraler jüdischer Identitätskonflikt ausgetragen wurde und weil dieser jüdische Identitätskonflikt sich am christlichen und nationalistischen Antisemitismus orientierte: ein christlicher Identitätskonflikt also. Der geht damit auch uns etwas an, insofern wir alle in diesem Menschengeflecht einer christlich geprägten und damit einer essentiell antisemitischen Kultur leben. Schließlich genauso der Konflikt, der den Komponisten *Bernd Alois Zimmermann* in den Tod trieb! Hat es nicht nach seinem Selbstmord noch gut 20 Jahre gedauert, bis im Zuge der Ausstellung „Die Verbrechen der Wehrmacht“ die konkreten Kriegserlebnisse der Wehrmachtssoldaten überhaupt erst anfänglich kommunikabel wurden? Das halte ich für das Spezifische der seelsorgerlichen Einstellung im suizidalen Dialog: mit Seelsorge – wir hatten das im ersten Teil gesehen – ist traditionsgeschichtlich immer eine psy-

chisch integrative Tätigkeit gemeint. Was versprengt ist, soll zusammen geholt und zusammen gehalten werden. Was fragmentiert ist, soll re-integriert werden. Daher besteht das Spezifikum einer seelsorgerlichen Einstellung im suizidalen Dialog zuerst darin, im hoch spezifischen, einmaligen Konflikt des suizidalen Menschen gleichzeitig den Konflikt zu sehen, den wir alle haben und den der suizidale Mensch stellvertretend für uns jetzt aus – trägt. Psychoanalytische Seelsorge ist in ihrem Kern Parteinahme für das Verdrängte – das heißt beim suizidalen Dialog: Parteinahme für das, das wir verdrängen und das der Suizidale stellvertretend für uns alle aus – trägt. Gewissermaßen hat der suizidale Konflikt wie jeder seelische Konflikt zwei Eltern: sowohl die einmaligen seelischen Konfliktlagen des Individuums wie die gesellschaftlichen Formen dieser Konfliktlagen. In dem gruppenanalytischen Bild: „Ich“ ist das Wort, das aus verschiedenen Buchstaben besteht, die Primärgruppe (Familie) der Satz, die mittleren Lebenssysteme der kommunalen und regionalen Welt der Absatz, die Gesellschaft das Kapitel, die jeweils vorherrschende makrosoziale Lebenswelt das Buch, die Geschichte all dieser Individuen und Gruppen die Bibliothek ...

Darin unterscheidet sich die seelsorgerliche Einstellung im suizidalen Dialog von der psychiatrischen Einstellung, ohne dass selbstverständlich die eine die andere ersetzen könnte! Der Psychiater sammelt die Phänomene, die im Leben seines suizidalen Patienten für seinen medizin-zentrierten Blick die entscheidende Rolle spielen, um die richtige psychiatrische Diagnose zu finden und die darauf begründete Behandlung – in der Regel eine medikamentöse Behandlung – beginnen zu können.

Der Seelsorger fragt sich im Dialog mit dem suizidalen Menschen – spätestens aber mit Hilfe der Seelsorgegruppe nach diesem Dialog – , welchen von uns allen verdrängten Konflikt dieser Mensch stellvertretend für uns austrägt. Es dürfte deutlich sein, dass ich nicht der Konkurrenz, sondern der Komplementarität beider Aspekte das Wort rede. Der psychiatrische und der seelsorgerliche Aspekt sind jeweils eine Perspektive im suizidalen Dialog, die im wünschenswerten Fall einander komplementär ergänzen sollten. Im Grunde genommen geht es dabei wieder, wie wir im zweiten Teil es in anderen Zusammenhängen wiederholt gesehen haben, um ein Paarmodell. Manchmal sterben Menschen daran, dass diese Paarbeziehung zwischen dem psychiatrischen und dem seelsorgerlichen Gesichtspunkt nicht gelingt.

Der Suizid der Helferin

Frau A., Mitarbeiterin der Telefonseelsorge, hatte sich vor mehreren Jahren genau am Geburtstag ihrer Mutter erhängt, und zwar exakt in dem Jahr, in dem sie das Lebensalter ihrer Mutter zu deren Suizid erreicht hatte. Schon Monate vorher hatte sie sich aus der Mitarbeit der Telefonseelsorge zurück gezogen, weil sie sich überfordert fühlte.

In den Wochen nach diesem Rückzug war es ihr immer schlechter gegangen. Ähnlich wie bei *Lisbeth Cresspahl* wurde es um sie buchstäblich immer enger, bis ihre eingemauerte Suizidalität ihr real die Luft abschnürte.

Viele Versuche, sie von der Notwendigkeit einer befristeten medikamentösen Behandlung zu überzeugen, schlugen fehl. Soweit sie noch sprechen konnte, schien Frau A. nichts so sehr zu fürchten wie eine Wiederholung ihrer 20 Jahre zurück liegenden Psychiatrie-Erfahrung, wo sie alleine medikamentös behandelt wurde und sich menschlich abgeschoben erlebte.

Gewiss trug Frau A's. tragischer Suizid ganz unverwechselbare persönliche Züge, die so nur auf sie zutrafen. Aber genau darin – und das konnten wir damals sicherlich noch nicht gut genug sehen – zeigte sie uns doch auch einen Konflikt, an dem wir alle teil hatten. Ich weiß natürlich nicht, ob es sie am Leben gehalten hätte, hätte sie in unserer Telefonseelsorge ein komplementäres, partnerschaftliches Verhältnis zwischen dem psychiatrischen und dem seelsorgerlichen Gesichtspunkt erlebt. Aber ich weiß, dass sie in ihrer Zeit dies mit uns nicht hatte erleben können. Ich stelle mir vor, dass ihre Angst vor einer neuerlichen psychiatrischen Behandlung auch deswegen von uns nicht hatte gemildert werden können.

Wer suizidal wird, sagt damit seinem Menschengeflecht, dass er von einem Konflikt gequält wird, für den er in seinem Menschengeflecht keine ausreichende Resonanz findet. Diese Perspektive halte ich für die Grundvoraussetzung einer seelsorgerlichen Einstellung im suizidalen Dialog. Das eben angedeutete Fallbeispiel zeigt, dass wir es damit unweigerlich mit eigenen Gefühlen von Schuld und Scham zu tun bekommen. Das scheint mir der Preis einer seelsorgerlichen Einstellung. Positiv gewendet: wir brauchen die Gruppe, um gemeinsam halten zu können, was das Leben in uns auslöst. Man kann nicht Seelsorger sein, ohne von der Konfliktlage seines Klienten angesteckt zu werden.

Das folgende Beispiel zeigt umgekehrt, dass das Erlebnis von Resonanz emotional Halt im Menschengeflecht bedeutet.

Das Ende der Kapitulation

Martha war nach einem Gespräch in der Telefonseelsorge in die Beratung gekommen. Sie war akut suizidal, als sie die Telefonseelsorge angerufen hatte. Das Gespräch hatte ihr bereits so viel an Halt geboten, dass sie sich nicht nur nicht aus dem 6. Stock ihres Wohnblocks auf die Straße hinab hatte fallen lassen, sondern auch ein paar Tage später in der Beratungsstelle anrief.

Ich hatte sieben Jahre lang mit Martha wöchentlich ein, manchmal zwei Gespräche. Aus heutiger Sicht erscheint mir Martha damals ganz bestimmt von dem, was *Herbert Rosenfeld* und ihm folgend *Benigna Gerisch* „dünnhäutigen Narzissmus“ nennen. Dazu passt, dass Martha, wenn es ihr sehr schlecht ging, im Hochsommer schrecklich frieren konnte, so dass sie sich nachts in wahre Berge von Decken einhüllte, ohne dadurch doch Wärme zu finden. Der Suizidwunsch stieg manchmal geradezu anfallartig in ihr auf; unsere Hauptaufgabe bestand in diesen Phasen darin, die Szenen genau durchzuarbeiten, die jeweils dem Suizidwunsch unmittelbar vorausgingen.

Sie war zeitweise vollkommen desorientiert, lief in der Stadt herum, ohne den Weg nach Hause noch zu wissen und bekam es zu meiner Bewunderung in all diesen furchtbaren Zuständen doch immer noch hin, ihre Kinder zu versorgen.

Es gab in den ersten Jahren auch mich quälende Phasen abgründiger Sinnlosigkeit und Hoffnungslosigkeit in Marthas Leben und natürlich dann auch zwischen uns beiden in unseren Gesprächen. Immer wenn wir nach meinem Eindruck in einer Stunde ein paar Zentimeter voran gekommen waren – Martha war an der See aufgewachsen und unser Bild war: immer wenn wir dem Meer ein paar Meter Schlick abgerungen hatten – gab es für mein Erleben in der nächsten Stunde, für Marthas Erleben oft schon auf dem Heimweg nach der Fortschrittstunde schreckliche Rückfälle. Sie irrte dann in der Stadt umher, beschäftigte ein ganzes Heer an Schutzengeln, so dass sie nicht überfahren wurde, fand irgendwie nach Hause und muss sich in einem Kraftaufwand, den ich emotional nur von ferne erahnen kann, durch die Woche gequält haben.

Der Weg zu ihrer Arbeit führte Martha an ihrem Elternhaus vorbei, in dem damals nur noch ihre alte Mutter lebte. Unvermeidlich, den Blick zu dem Fenster in dem mehrstöckigen Wohnhaus hinauf zu schicken! Hing dort oben ein weißes Handtuch aus dem Fenster, so sagte dies Martha in einer absolut unwiderstehlichen Weise: „Mutter braucht meine Hilfe.“ Ganz egal, ob ihre Arbeitszeit oder sonst etwas, was zu Marthas Leben gehörte, dies zuließ: das weiße Handtuch bewirkte vollkommen fühl- und gedankenlos ihre Kapitulation.

Ich werde nie vergessen, wie verblüfft und plötzlich heiter Martha war, als ich auf das weiße Handtuch als Zeichen der Kapitulation ihrer Mutter antwortete. Das war eine dieser Fortschrittstunden. Das man seelisch bis zwei zählen kann, war für Martha wirklich eine neue Erfahrung. *Benigna Gerisch* spricht in diesem Zusammenhang sehr treffend von dem Wunsch weiblicher Suizidantinnen, gesehen zu werden, und ich verstehe nachträglich *Marthas* Desorientierung in diesem Sinne. Manchmal halfen ihr tatsächlich wildfremde Passanten, so dass sie also gesehen wurde.

In dieser destruktiven Symbiose mit ihrer Mutter war es einzig sie, die Mutter, die mittels des Kapitulationshandtuchs gesehen wurde.

Wie über 70 % aller weiblichen Suizidalen (*Gerisch*, a.a.O., 315) hatten wir gute Gründe zu der Vermutung, dass auch *Martha* Opfer eines sexuellen Missbrauchs war. Traumbilder und verschiedene Körpersensationen sprachen dafür, dass ihr Vater, aus dem Krieg als „geschlagener Empörer“ (*Wolfgang Koeppen*) heimgekehrt, als *Martha* zwei Jahre alt war, in einem eisigen Winter sich im Bett an sie schmiegte und an ihrem kleinen Körper onanierte. Später hat er sie in bizarren sadomasochistischen Szenen, bei denen die Mutter die Schlagzahl angab, nackt auf seinem Schoß liegend mit einer Peitsche geschlagen.

Martha unterrichtete junge Eltern im Umgang mit ihren Neugeborenen – uns hat in zahlreichen Stunden dieser Aspekt ihrer Wiedergutmachung der grausigen Gewalt, die ihr angetan worden war, sehr anrührend beschäftigt. Im Grunde genommen dauerten unsere Gespräche so lange, wie ihre Tochter in ihrer Adoleszenz sich von ihrer Mutter separierte. Dass *Martha* auch mit dieser Tochter aktive Erlebnisse von Wiedergutmachung machte – etwas was aber unbedingt Resonanz und Gesehenwerden braucht! –, hat sie in meiner Sicht wohl mit am Leben gehalten.

Jahre nach Beendigung dieser Seelsorgebeziehung traf ich Martha mit ihrem Mann auf der Straße, Arm in Arm, ein schönes Bild. „Sie haben mich damals verstanden, deswegen lebe ich noch“, sagte sie. Betroffen und irgendwie überwältigt wehrte ich ab: „Na, das waren wir beide“, worauf ihr Mann lachte: „Nein, nein geben Sie’s doch zu, ohne Sie wär’ das nicht gegangen.“

Gewiss imponierte vieles an Marthas Verhalten als dramatisches und bisweilen wohl auch dramatisierendes Agieren, das man ohne Not als hysteriephobes Agieren wird diagnostizieren können – ein normales Phänomen bei dünnhäutigen Suizidalen. Mir war die psychoanaly-

tisch-diagnostische Perspektive in vielen Stunden mit Martha eine unerlässliche Hilfe, um nicht selbst in dem Angestecktsein von ihrer Not zu versinken und in Abwehr dessen etwa zu hemdsärmeligen Ratschlägen Zuflucht nehmen zu müssen.

Aber Martha und ihr Mann sagten mir nach meiner Vermutung auf der Straße, dass es das Erlebnis der Resonanz war, dass sie überhaupt Verbundenheit und Halt im Menschengeflecht nach und nach wieder hat fühlen lassen. Das war unser beider seelsorgerliche Erfahrung.

Auf einen gesprächstechnischen Aspekt im seelsorgerlichen Suiziddialog will ich abschließend hinweisen. Die Konzentration des Gespräches auf die auslösende Szene bezieht sich sicherlich besonders auf die Suiziddialoge in der Telefonseelsorge, aber sicher nicht nur dort. „Die szenische Funktion des Ich“, von der *Hermann Argelander* und *Alfred Lorenzer* sprachen (*H. Argelander*, Das Erstinterview in der Psychotherapie, Darmstadt 1970; *A. Lorenzer*, Sprachzerstörung und Rekonstruktion, Frankfurt/M. 1970), stellt sich einer der faszinierendsten menschlichen Kommunikationsfähigkeiten dar. Sie besagt auf den Punkt gebracht, dass wir alle die wesentlichen Erlebnisse unseres Lebens in ungeheuer verdichteten Szenen jeden Alltag neu aufführen, wobei wir unseren Mitmenschen spontan und jeweils vollkommen unbewusst Rollen in diesen Szenarien zuweisen. In der psychoanalytischen Seelsorge kann man an kleinen, äußerlich gesehen ganz unbedeutenden Handlungen oft am Rande des Gesprächs erleben, dass man möglicherweise Teil einer solchen Szene ist. Ich hatte in dem Fallbeispiel „Versuchskaninchen“ auf Seite 191 ein Beispiel für solche eine Szene gebracht.

Im suizidalen Seelsorgerdialog halte ich es nun für sehr wichtig, dass der Seelsorger, sobald er nach den ersten Gesprächsanfängen den Eindruck gewonnen hat, dass die Gesprächsbeziehung stabil genug ist, seinen suizidalen Klienten durchaus aktiv danach fragt, was konkret vorgefallen ist, dass in ihm oder ihr jetzt den Gedanken an Suizid hat aufsteigen lassen. Der Seelsorger kann davon ausgehen, dass es keinen seelsorgerlichen Suiziddialog ohne eine solche auslösende Szene gibt. Andererseits muss der Seelsorger damit rechnen, dass sich der suizidale Klient dieser Szene in der Regel sehr schämen wird. Er wird beispielsweise fürchten, vom Seelsorger lächerlich gemacht zu werden, wegen einer solchen Kleinigkeit gleich an Suizid zu denken. Der suizidale Klient wird dann im Gespräch mit dem Seelsorger „alles“ suizidal generalisieren und eben lauter Sätze benutzen, die „alles“ zum Thema haben – damit in gewisser Weise aber auch nichts, nämlich eben nicht die konkrete suizidale Auslöseszene.

Manchmal mutet diese Szene wirklich peinlich banal an:

Das Loch im Reifen

In der Spätschicht der Telefonseelsorge rief mich an einem Samstagabend eine ca. 40jährige Frau an, die akut suizidal war. Sie lebte als allein erziehende Mutter isoliert auf dem Lande

und klagte im Laufe des Gespräches darüber, dass sie sich kein Auto leisten könne und sich daher - zumal in Situationen wie der aktuellen - wie eingeschlossen fühle, ein Gefühl, das wir aus der psychiatrischen Beschreibung *Erwin Ringels* ebenso kennen wie aus dem psychoanalytischen Konzept des eingemauerten Narzissmus. Ihre Gesprächsbeiträge waren anfangs ganz von den suizidalen Generalisierungen bestimmt, die in solchen Situationen so typisch sind. Alles war für sie sinnlos geworden. Schließlich fragte ich sie, was akut geschehen sei, das sie jetzt in dieser verzweifelte Stimmung gebracht hatte. Nach langem Zögern und mehrfachem Nachfragen erzählte sie: Ihr 12jähriger Sohn sei nachmittags mit ihrem Fahrrad zu einem Freund ins Nachbardorf gefahren. Sie wiederum sei für heute Abend endlich einmal mit einer Freundin verabredet gewesen, die ein Baby habe und die sie daher in einem etwas entfernteren Dorf habe besuchen wollen. Gegen 21.00 Uhr habe ihr Sohn sie angerufen: seine Rückkehr werde sich verspäten, da ein Loch im Fahrradreifen sei. Das habe für sie das Fass zum Überlaufen gebracht. - Wir sprachen darüber, dass sie dieses äußerliche banale Ereignis mit ihrer ganzen Abhängigkeit auf einen Schlag konfrontiert habe.

Der Punkt, auf den es hier ankommt, ist, dass beide Gesprächsbeteiligte, nachdem die Szene manchmal unter erheblichen Widerständen erzählt worden ist, das wichtigste Gefühl verbalisieren, das in dieser Szene zum Ausdruck kommt. Wenn das gelingt, ist die suizidale Verzweiflung sehr weitgehend abgebaut. Denn sie rührt ja aus dem Erleben her, dass es niemanden gibt, der einen noch sieht und hört.

Ich sehe den Seelsorger im suizidalen Dialog in der Rolle der Jünger in Gethsemane, die Jesus, dessen Seele da betrübt ist bis an den Tod, anfleht „Bleibet hier und wachet mit mir“. Das sagt nach der Überlieferung des Matthäus-Evangeliums (Mt. 26, 38) der, der wie jeder Suizidale die Gewalt der Vielen stellvertretend am eigenen Leib austrug. Es geht im seelsorgerlichen Suiziddialog darum, ob der Suizidale in dieser Lage gesehen wird und Resonanz findet. Ob dies gesehen und gehört Werden zum Leben oder zum Sterben führt, liegt nicht in unserer Hand. Nach jüdisch-christlicher Auffassung gibt es letzten Endes kein anderes Mittel gegen Gewalt als diese Erfahrung des gesehen und gehört Werdens: „Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig. Der Herr erhebe sein Antlitz auf dich und schenke dir Frieden“.

© Martin Weimer, Appelhof 47, 24217 Fiefbergen e-mail: martin_weimer@web.de